

5 Über Realität sprechen: Realismus, Antirealismus und Antirepräsentationalismus

Theoretische Reflexionen über Realität anzustellen, bedeutet immer auch, ein philosophisches Minenfeld zu betreten. Denn im Gegensatz zu anderen abstrakten Begriffen impliziert dieser eine Doppelung, die den Text von vornherein zu unterwandern droht, und die ihn in eine Richtung zwingt, die weder seinen Motiven noch seinen Erkenntniszielen entspricht. Die Legitimität jeder wissenschaftlichen Aussage basiert nicht zuletzt auf impliziten oder expliziten erkenntnistheoretischen Positionierungen. Die Validität dieser Aussagen wird klassischerweise als davon abhängig betrachtet, in welchem Umfang die Theorie in der Lage ist, Phänomenbereiche zu modellieren, zu repräsentieren bzw. mit ihnen zu korrespondieren; die Reliabilität der Modellierungen hängt von dem Maß ab, in dem ihr das gelingt (wie auch immer man dieses Gelingen bzw. die Kriterien zur Beurteilung des Gelingens festlegen mag). Trifft man im Rahmen eines solchen (repräsentationalistischen) Wissensverständnisses Aussagen, so stellt man zugleich eine implizite Reihe von Behauptungen darüber auf, was Realität ist – unabhängig vom behandelten Thema.

Die Diskussion von »Realität« birgt also die Gefahr, im Sinne eines repräsentationalistischen oder gar realistischen Geltungsanspruches missverstanden zu werden. Aufgrund der erwähnten »Doppelung« tendiert die Wirklichkeitsproblematik im Gegensatz zu anderen Diskussionsthemen dazu, in eine Art rekursive »Wirklichkeits«-Behauptung ihres Objekts einzumünden, so als würde konstatiert, dass, *wenn* Wirklichkeit ein sinnvoller (nützlicher, adäquater etc.) Begriff sei, er dann unterstelle,

dass eine solche Wirklichkeit außerhalb des Diskurses »existiere« und er, der Begriff eine adäquate symbolische Repräsentation von Wirklichkeit darstelle. Tatsächlich verweist der Ausdruck »existiere« im vorhergehenden Satz bereits darauf, dass hierbei eine vorgeformte realistische Vorstellung von Wirklichkeit einfließt, die es gerade zu vermeiden gilt.¹

Wie die methodologischen Reflexionen Richard Rortys, die im anschließenden Unterkapitel vorgestellt werden, zeigen, ist dies jedoch nicht zwingend der Fall. Rorty kündigt erfolgreich der Realität den erkenntnistheoretischen Vertrag auf, indem er eine Position *jenseits* von Realismus und Antirealismus entwirft: Aussagen »repräsentieren« nicht (Etwas), sondern sie »beziehen sich«. Eine Aussage kann sich nicht auf »Dinge« (was immer man an dieser Stelle darunter verstehen möchte) beziehen, sondern lediglich auf andere Aussagen (bzw. auf Diskurse i.S. von Aussagesystemen) – unter anderem eben auf Diskurse über Dinge. Die Beziehung zu einer Wirklichkeit wird auf diese Weise weder behauptet (Realismus) noch in Abrede gestellt (Antirealismus).

Auf der Grundlage einer solchen Haltung scheint so etwas wie eine erkenntnistheoretische Entkopplung möglich. Man geht dann zunächst von der strategisch sinnvollen Setzung aus, dass theoretische Aussagen es nicht unmittelbar mit Wirklichkeit oder Realität, sondern lediglich mit *Beobachtungen und Aussagen über Wirklichkeit* zu tun haben.

Bevor diese Ideen expliziert werden, soll das Verhältnis zum erkenntnistheoretischen Realismus geklärt werden, der ja die alltagsweltlich durchaus plausiblere Position darstellt. In diesem Kontext erschien besonders die bereits erwähnte »modernisierte« Variante des Realismus interessant.² John R. Searles Beitrag zur »Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit« (Searle 1997) nimmt nicht zufällig im Titel Bezug auf den wissenssoziologisch-sozialkonstruktivistischen Klassiker von Peter

1 | Die Diskussion der systemtheoretischen Erkenntniskritik (vgl. inbs. unten Kap. 6.1) wird die Ursache dieses misslichen Umstands nachliefern, nämlich eine generelle ontologisierende Tendenz der Sprache (genauer: der Verwendung von Sprache im Kontext der Beobachtung erster Ordnung). Wenn dann zumal das Wort »Realität« ontologisiert wird, ist der Anschein des Realismus unvermeidlich.

2 | Der weite Bereich der aktuellen Realismusdebatten in der angelsächsischen Philosophie würde in eine Spezialdiskussion hineinführen, die an dieser Stelle nicht hilfreich wäre, zumal etwa Hilary Putnams und andere »realistische« Entwürfe strukturell kaum mit klassischen, extern-realistischen Positionen vergleichbar sind.

L. Berger und Thomas Luckmann (Berger/Luckmann 1980). In der Tat verfolgt der Band die überraschende Idee, eine *Art* Sozialkonstruktivismus – nämlich eine sprachphilosophisch adaptierte Institutionentheorie – an eine realistische Ontologie und Epistemologie anzuknüpfen. In unserem zunächst an grundlegenden Positionierungen interessierten Kontext interessiert an diesem Entwurf vor allem die Artikulation dieser realistischen Theoriebasis (weniger die darauf aufbauenden, sprachphilosophisch artikulierten ›sozialkonstruktivistischen‹ Thesen).

5.1 Realismus zwischen Erkenntnistheorie und (impliziter) Ontologie: John R. Searle

Die *Routledge Encyclopedia of Philosophy* definiert Realismus allgemein als die Ansicht »that the kind of things which exist, and what they are like, are independent of us and the way we find out about them [...]« (Craig 1998). Insofern kann Searles Charakterisierung seiner Position des »externen Realismus« als »die Ansicht, dass es eine Seinsweise der Dinge gibt, die von allen menschlichen Repräsentationen logisch unabhängig ist« (Searle 1997:165), zunächst als eine klassische realistische Haltung betrachtet werden. Typischerweise implizieren realistische Weltansichten sowohl ontologische als auch epistemologische Aussagen, wobei erstere letztere begründen. Das, mit Wolfgang Welsch gesprochen, »realistische Sprachspiel« nimmt Bezug auf eine bewusstseinsunabhängige »Alpha-Wirklichkeit« (Welsch 2000b: 179) und fordert, »daß es Aufgabe des Erkennens sei, die Alpha-Wirklichkeit möglichst genau zu erfassen – wie schwierig das auch immer sein mag« (ebd. 198). Die Annahme einer wahrnehmungs- und erkenntnisunabhängig existierenden Realität (wie immer dieser Term gefüllt wird, ob als Behauptung materieller, theoretischer, mathematischer, mentaler oder anderer Entitäten, vgl. Dummett 1980:147 f.) bildet die ontologische Voraussetzung, der in der Regel die erkenntnistheoretische Annahme folgt, dass diese »Realität« prinzipiell symbolisch repräsentierbar sei (im Sinne einer »Korrespondenztheorie« der Wahrheit als Entsprechung von Aussage und Realität). Dieses Verhältnis kann sehr verschiedene Formen annehmen, beispielsweise die eines naiven (Ryle 1969), eines kritischen (Popper 1972) oder eines evolutionsbiologisch begründeten hypothetischen Realismus (Vollmer 1987).

Der pragmatistische Philosoph Hilary Putnam hat, ohne dass diese Argumentation hier im Detail ausgebreitet werden soll, solche realistischen Positionen, die a) von einer feststehenden »Gesamtheit geistesunabhängiger Gegenstände« ausgehen und b) zugleich behaupten, dass es »genau eine wahre und vollständige Beschreibung davon, ›wie die Welt ist‹«, gibt, als »metaphysischen Realismus« bezeichnet (Putnam 1993:156) und die Widersprüchlichkeit dieser Haltung insbesondere am Problem der Referenz und der Intention bzw. intentionalen Bezugnahme dargelegt. Kritisiert wird damit die ungeklärte Voraussetzung realistischer Erkenntnistheorien, »der Geist besitze eine Fähigkeit zur *Referenz auf externe Objekte* [...]« (vgl. Putnam 1993:116 ff.). Dies treffe insbesondere auch den früheren von Searle vertretenen Realismus zu, der ebenfalls unter Rekurs auf Intentionalität operiert (Putnam 1999a:64 f.).³

Es mag an dieser Debatte liegen, dass Searles Kennzeichnung seiner neuen Position als »externer Realismus« (»ER«) sich wie eine Antithese zur Putnamschen Position liest. Jedenfalls umgeht sie die beiden genannten Kritikpunkte Putnams:

- Zunächst, so Searle, sei der ER – definiert als die Ansicht: »Die Welt (oder alternativ die Wirklichkeit oder das Universum) existiert unabhängig von unseren Repräsentationen von ihr« (Searle 1997:160) – nicht vollkommen identisch mit der ›klassischen‹ realistischen Annahme, »dass es eine vollständig geistesunabhängige Wirklichkeit gibt« (ebd.:161). Die Modifikation zielt auf »ontologisch subjektive« Bereiche wie etwa Schmerzen. Damit wird die Unterscheidung von »Geist« (nicht wirklich) und »Nicht-Geist« (wirklich) und in diesem Sinne der für Putnam metaphysische Gedanke einer geistesunabhängigen Objektivität aufgegeben.
- Sodann behauptet Searle nicht, dass es genau eine wahre Beschreibung der Welt gäbe: »Es ist durchaus möglich, dieselbe Wirklichkeit

3 | Putnams damalige Konzeption ist unter dem Titel »interner Realismus« bekannt; eine kontext-relative Realitätstheorie, die tatsächlich einem Relativismus nähersteht: sie ist jedenfalls »certainly not a form of realism« (Craig 1998), was in dieser Hinsicht auch für andere pragmatistische Spielarten des »Relativismus« gilt. Inzwischen plädiert Putnam für eine »zweite Naivität« und vertritt entsprechend als weitere Variante einen »natürlichen Realismus« (Putnam 1999b).

in einer beliebigen Anzahl von verschiedenen Systemen zu repräsentieren. Diese These wird ›Begriffsrelativität‹ genannt« (ebd.).

Dieser gemäßigte Realismus beansprucht also zunächst nicht, sagen zu können, *wie* die ›Dinge‹ seien, sondern lediglich, dass »der größte Teil der Welt davon unberührt geblieben wäre, wenn wir niemals existiert hätten, wenn es niemals irgendwelche Repräsentationen [...] gegeben hätte. Außer dem kleinen Eckchen der Welt, das durch unsere Repräsentationen konstituiert oder beeinflusst wird, hätte die Welt trotzdem existiert und wäre ganz genauso gewesen wie jetzt« (ebd.:162 f.). Insofern diese bewusstseinsunabhängige ›Welt‹ sich nach Searle durch eine beliebige Anzahl von verschiedenen Repräsentationssystemen darstellen lässt, steht sie nicht unbedingt im Widerspruch zu kultur- oder begriffsrelativistischen Positionen. Obwohl Searle für eine Korrespondenztheorie der Wahrheit (also gelungene Repräsentation) plädiert, sei der externe Realismus nicht mit dieser gleichzusetzen, »weil er eine Theorie der Ontologie und nicht der Bedeutung von ›wahr‹ ist. [...] Es ist deshalb möglich den ER zu vertreten und die Korrespondenztheorie zu bestreiten« (ebd.:164).

Im Gegensatz zu den vorgenannten Varianten des Realismus findet sich also im »externen Realismus« die erkenntnistheoretische Komponente von der ontologischen entkoppelt. Zunächst drängt sich daher die Frage auf: Wenn eine ›externe Realität‹ sich in beliebig vielen Repräsentationssystemen ›darstellen‹ lässt, der »externe Realismus« aber einerseits weder Kriterien angeben kann für die Wahrheit dieser Repräsentationen noch andererseits überhaupt erfordert, in Repräsentationsverhältnissen zu denken – *wozu* sollte dann die These des externen Realismus, die ja immerhin – *wenn man sie auf sich selbst anwendet* – mit dem schwer begründbaren Anspruch belastet ist, eine wahre, wenn auch formale Repräsentation der externen Realität als ganze zu sein, nützen, und von welchem Ort aus sollte sie sich begründen lassen?

Die Position des ER tritt (jedenfalls in seinem ›ontologischen‹ Grundgehalt, ohne die anschließenden korrespondenztheoretischen Thesen, die Searle allerdings zu einem erkenntnistheoretisch interessierten Theoriepaket verschnürt) im Grunde bescheiden auf: er bittet sich aus, die »rohe Wirklichkeit« (Searle 1997:199) möge zumindest *logisch*

unabhängig von Bewusstseinszuständen sein (ebd. 176) – gleichsam eine analytisch-sprachphilosophisch invertierte Renaissance des kantischen Ding-an-sich. Doch ist darauf zu insistieren, dass nach der ontologischen Position des »externen Realismus« sich über diese Dinge gar nichts aussagen lässt, und dass, selbst wenn das logische Argument konzediert würde, damit keine konkrete Bezugnahme – und insofern *keine epistemologischen Geltungsansprüche* – dieser »realen Außenwelt« gerechtfertigt würde.

Der hohe Abstraktionsgrad des externen Realismus erlaubt beispielsweise nicht, dasjenige mögliche raumzeitliche Setting etwa, das wir als ›Berg‹ zu bezeichnen gewohnt sind, im theoretischen Diskurs als Beispiel eines ›extern realen‹ Gegenstandes anzuführen. Gerade hierzu aber wird der »ER« von Searle verwendet. Aussagen wie: »Der Mt. Everest existiert unabhängig davon, wie oder ob ich oder sonst jemand ihn jemals repräsentiert oder sonst etwas hat« (Searle 1997:163) sind unlegitimierte Ableitungen aus dieser ontologischen Position. Sie lassen sich aus der Position des externen Realismus heraus weder gewinnen noch begründen, denn schon die Identifikation eines bestimmten raumzeitlichen Ausschnitts als eine Entität, ein *Etwas* (Berg), bedeutet die Entscheidung für eine bestimmte Perspektive (in diesem Fall die unseres Mesokosmos) – und damit die Verwicklung in ein sprach- und kulturabhängiges Beschreibungssystem. Hier ist aber jede Präferenz unbegründbar, und wechselnde Bezugssysteme – etwa das der Quantentheorie, der Relativitätstheorie, des Geologen, der physikalischen »Stringtheorie« oder der lokalen Anwohner, für die dies vielleicht ein heiliger Berg ist – führen zu völlig verschiedenen zugrunde liegenden »Entitäten«, von denen die wenigsten dem entsprechen dürften, was Searle als »extern realen« Berg anzusprechen unternimmt.⁴

Es bleibt, nach dieser Kritik dieser im Gestus durchaus liberalen Variante des Realismus, die Gelegenheit, einen Aspekt herauszuarbeiten, der ein häufig anzutreffendes Missverständnis über nicht-realistische Positionen betrifft. Denn die erkenntnistheoretische Zurückweisung des realistischen Dualismus – der vorgängigen Trennung von Repräsentation/Realität, Subjekt/Objekt, Geist/Materie, Bewusstsein/Welt etc. – führt keinesfalls etwa per se zu der ganz unpragmatischen und starken ontolo-

4 | Vgl. auch Welsch (2000b:180 ff.).

gischen Behauptung, eine äußere Realität existiere nicht oder sei (etwa durch Akte des Bewusstseins oder der Wahrnehmung) quasi materiell *geschaffen*, so als sei »Geist« so etwas wie eine Maschine zur Erzeugung materieller Entitäten. Vielmehr kritisieren derartige Positionen die normative Kraft der Annahme einer äußeren Realität und empfehlen gleichsam, sie als ontologisch und epistemologisch indifferent anzusehen.

Subtrahiert man gleichsam die Ontologie vom ontologischen Kern des ›externen Realismus‹ Searles, so mag diese »alltagsontologische« Position etwa aus pragmatischer Sicht als in der Regel nützlich und sinnvoll (wenn auch wenig originell) erscheinen. So stellt der »Antirepräsentationist« Rorty, der im übrigen dafür plädiert, Kategorien wie »Realität« nicht mehr zu verwenden, selbst fest, der Großteil der Realität sei »indifferent gegenüber unseren Beschreibungen von ihr« (Rorty 1992:27), »gemacht« sei nicht die Realität, sondern eher schon die Sprache; und, Searles ›externen Realismus‹ vorwegnehmend und zugleich seine korrespondenztheoretische Positionierung angreifend: »Die Welt ist dort draußen, nicht aber Beschreibungen der Welt« (ebd. 24). Man solle allerdings – und dies ist das für uns zentrale Argument an diesem Punkt – »die triviale Aussage, dass die Welt Ursache dafür sein kann, dass wir einen Satz mit Recht für wahr halten«, nicht »verwechseln mit der Behauptung, dass die Welt sich selbst, aus eigenem Antrieb, in satzförmige Stücke namens ›Tatsachen‹ aufteilt« (ebd.). Diesem ganz ähnlich, wird später aus anderer Perspektive ein entsprechendes Argument Niklas Luhmanns zur Sprache kommen.

Searles Versuch einer Restauration des externen Realismus ist vor diesem Hintergrund die Einsicht zu verdanken, dass eine realistische Erkenntnistheorie niemals ohne eine dualistische Ontologie auskommt, und gerade der Versuch einer konsequenten Trennung der ontologischen Positionierung des ER vom korrespondenztheoretischen Erkenntnismodell macht in der Analyse deutlich, dass eine dualistische Ontologie nichts anderes darstellt als den illusionären Versuch, mit den Mitteln des symbolischen Diskurses (also Theorie) das symbolische Universum zu übersteigen.

Die daraus zu folgernde Zurückweisung der realistischen Positionen bedeutet eine Befreiung der Diskussion von Realität und Wirklichkeit von der Kopplung an eine im Sinne von *facta bruta* (be-)greifbare Welt,

auf die, wie es dem Ideal des Realismus entspräche, mehr oder weniger mit Fingern gezeigt werden kann. Es wird zugleich deutlich, dass nicht-realistische Positionen weder auf dem Boden solipsistischer Realitätsleugnung noch auf dem eines omnipotent-idealistischen Welterschaffungsgestus beruhen: aus der Zurückweisung der Trennung von Erkenntnis und Wirklichkeit folgt weder, dass es keine Wirklichkeit gebe, noch, dass diese durch Erkenntnis determiniert würde. Es folgt lediglich, dass die Unterscheidung von Erkenntnis und Wirklichkeit *selbst* als blinder Fleck sichtbar und einer kritischen Betrachtung zugänglich gemacht wird.

5.2 Jenseits von Realismus und Antirealismus: Antirepräsentationalismus

Die neueren Diskussionen über das Problem der Realität, bzw. über Nützlichkeit und Möglichkeit der Diskussion über Realität, verdanken dem neopragmatistischen Philosophen Richard Rorty wesentliche Impulse. In *Der Spiegel der Natur* (Rorty 1987) argumentiert Rorty unter Rückgriff auf sprachanalytische (Quine, Sellars, Davidson, Putnam), aber auch auf – im weitesten Sinne – pragmatistische Autoren (Nietzsche, Peirce, Dewey, Wittgenstein, Heidegger) für eine *pragmatische*, und das meint: eine *antirepräsentationalistische Wende* in der Wissenschaftstheorie (bzw. den Wissenschaften selber). Das Anliegen dieser Argumentation ist, wenn nicht der Nachweis der Unhaltbarkeit, so doch zumindest die diskurspragmatische Diskreditierung der Korrespondenztheorie der Wahrheit, die nach Rortys Ansicht auch relativistische und konstruktivistische Positionen durchaus noch betrifft. Rortys Neopragmatismus wurde hierzulande wurde von Mike Sandbothe mit Nachdruck in die neuere Diskussion eingebracht (Sandbothe 2000, 2000a, 2001). Sie ist aufgrund ihrer Kritik am Relativismus, der aufgrund seiner auch diskursethisch offenen, wenig restriktiven Epistemologie in den Sozial- und Kulturwissenschaften (explizit oder implizit) weite Verbreitung gefunden hat, von besonderer Relevanz.

Der Angriff auf die Vorstellung, Begriffe und Aussagen *repräsentieren* – mehr oder weniger gut – Teile der ›Wirklichkeit‹ bzw. stünden zumindest in einem Verhältnis (Korrespondenz) zu dieser, trifft ins Zen-

trum jedes realistischen, aber auch des relativistischen Weltverständnisses. Zunächst werden Rortys kritische Argumente in Bezug auf die Problematik eines haltbaren Realitätsbegriffs rekonstruiert; anschließend werden einige Konsequenzen herausgearbeitet, die eine methodische Positionierung unseres Standpunktes erlauben.

Die grundsätzliche und ausführliche Argumentation für die von Rorty als ›anti-platonisch‹, ›anti-dualistisch‹ oder auch ›anti-repräsentationalistisch‹ charakterisierte Haltung findet sich in einer Arbeit, die ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Kritik der abendländischen Philosophie richtet (Rorty 1987). Insbesondere gelten Rortys Angriffe der philosophischen Erkenntnistheorie, soweit sie auf den platonischen und cartesianischen Grundunterscheidungen (Sein/Schein, Idee/Abbild, Subjekt/Objekt etc.) besteht. Dabei interessiert in unserem Kontext weniger Rortys Anliegen, den Geltungsbereich der philosophischen Diskurse, ihren Anspruch, allen anderen Diskursformen die Regeln und Bedingungen ihres Funktionierens unterstellen (oder vorschreiben) zu können, zu widerlegen. Interessanter ist für uns vielmehr die der Dekonstruktion der Erkenntnistheorie *zu Grunde liegende* Argumentationsstruktur. Für die klassische abendländische Philosophie, so Rorty, ist das Selbstverständnis als »Spiegel der Natur« ein Leitbild. Diese selbstgeschaffene Position gründet auf dem Dogma der erkenntnistheoretischen Korrespondenztheorie. Nach dieser Vorstellung ist eine Aussage genau dann (bzw. in dem Maße) wahr, wenn bzw. insofern sie mit der ›Realität‹ übereinstimmt, also ein Spiegelungs- oder genauer: Repräsentationsverhältnis von Sätzen und ›Dingen‹ oder ›Sachverhalten‹ besteht. Die Korrespondenz besteht in einer Tatsachenrelation von Aussage und ›basalen Entitäten‹ (Rorty 1987:201), die eine spezifische Ontologie impliziert, nämlich die Einteilung der Welt in, wie Rorty (1991:76) an anderer Stelle ausführt, Entitäten des ›Typs A‹ – die der Beziehung bedürfen, aber selbst keine Beziehung herstellen können, z.B. empirische Dinge (Bertrand Russel), Anschauungen (Kant), materielle Einzeldinge (Platon) – und Entitäten ›Typs B‹, die die benötigte Kontextualisierung leisten, sich jedoch ihrerseits nicht kontextualisieren lassen: zum Beispiel logische Gegenstände (Russel), Kategorien (Kant), Ideen (Platon). Diese Ontologie, die der Vorstellung entspricht, die Welt teile sich in ein Inneres (Subjekt) und ein Äußeres (Objekte), woraus eben die erkenntnistheoretische Leit-

frage resultiert, wie sich erkennen ließe, wann das Innere mit dem Äußeren in Übereinstimmung ist, – diese Ontologie und die mit ihr verknüpfte Erkenntnistheorie überführt Rorty des Selbstwiderspruchs. Denn die Entitäten des Typs B

›leisten Kontextualisierung und Erklärung, lassen sich ihrerseits aber nicht kontextualisieren oder erklären, ohne dass man Gefahr laufe, in einen unendlichen Regreß zu geraten. Wer Gegenstände des Typs B postuliert, muß sich stets dem folgenden Problem der Selbstbezüglichkeit stellen: Wenn man behauptet, keine Entität sei zugänglich, die nicht in Beziehung gesetzt wird durch eine Art von Relation, die zwischen Entitäten des Typs A als solchen nicht bestehen kann, dann können die zur Erfüllung dieser Aufgabe postulierten Entitäten des Typs B ihrerseits nicht zugänglich sein. Denn wenn wir behaupten dürfen, dass Entitäten des Typs B ihre eigenen *relationes cognoscendi* bzw. ihre eigenen Bedingungen der sprachlichen Zugänglichkeit sind – dass sie sich zugänglich machen, ohne zueinander in Beziehung gesetzt zu werden –, sehen wir uns der Frage ausgesetzt, wieso die Entitäten des Typs A dieses offenbar wünschenswerte Merkmal nicht von sich aus haben können.« (Rorty 1991:76 f.)

Die Konsequenz aus diesem Argument besteht genau betrachtet nicht in der antirealistischen Folgerung, dass es etwa keine Entitäten des Typs B gäbe (das wäre eine, wenn auch negative, Aussage ontologischer Art), sondern vielmehr darin, dass diejenigen, die es vorziehen, Entitäten des Typs B zu postulieren und Entitäten des Typs A unter diese zu subsumieren bzw. aus diesen abzuleiten, dieses Vorgehen nicht mittels der Logik ihres eigenen Diskurses *begründen* können. Daher behauptet Rorty nicht, ontologische Termini seien unmöglich geworden (Rorty 1987:198). Doch ist jede – notwendigerweise sprachlich gefasste – Einsicht über die Welt oder einen Teil der Welt *nicht absolut* in dem Sinne, dass sie keine über- oder außersprachliche Geltung beanspruchen könnte: es gibt keine Transzendenz der Sprache durch die Sätze, die mit ihren Mitteln gebildet werden. Das betrifft zumal Abstrakta: es wäre folglich (auf unser Thema bezogen) nicht legitim zu behaupten, dass es so etwas wie eine (erkennbare oder unerkennbare) Realität ›an sich‹, ›da draußen‹ etc. geben müsse bzw. nicht geben könne.

Wenn Wahrheit nicht in der ›richtigen Aussage‹ – als Beziehung von Entitäten des Typs A nach Maßgabe von Entitäten des Typs B – liegen

kann, so hängt jeder Satz nunmehr davon ab, »ob ein anderer Satz wahr ist, nämlich der Satz, der angibt, dass zwei einfachere Gegenstände, die einen Komplex bilden, in der betreffenden Zusammensetzungsbeziehung stehen« (Rorty 1991:77). Dieser »andere Satz« ist die unhinterfragte Voraussetzung, eine Art verstecktes Axiom von Theorie. Daher kann nach Rorty keine Theorie selbst in einem ihrer Teile die Grundlagen ausweisen und legitimieren, welche die Gültigkeit der Theorie als Ganzes sichert; vielmehr wird jede »Theorie über die Verfassung der Welt [...] trivialerweise eine eo ipso gerechtfertigte Theorie über diese Relation mitproduzieren« (Rorty 1987:323). Wenn also ein »Bezug« stattfindet, dann auf diese in der Theorie selbst »unsichtbar« konstruierten Relationen. Die Sprache der Theorie, und im Grunde Sprache überhaupt, kann zwar reflexiv diesen Umstand zur Kenntnis nehmen, sie kann jedoch auf dieser Basis kein Urteil darüber fällen, ob sie etwas Äußeres referenziert (Realismus) oder ob sie dazu prinzipiell nicht in der Lage ist (Antirealismus).

5.3 Richard Rortys antirepräsentationalistische Relativismuskritik

Damit wird es für die Theorie fraglich, ob sie überhaupt »etwas« i.S. von präexistenten, ihr äußerlichen Entitäten, referenziert. Rorty schlägt daher vor, die Vorstellung aufzugeben, dass Theorie ein in einem ganz bestimmten Sinne kontextentbundenes »Wissen von etwas« ist. Für den Realismus ist klar, dass er Wissen prinzipiell als nicht kontextabhängig versteht. Die Kritik trifft aber auch den Relativismus – zumindest wo und insofern dieser von einer antirealistischen These ausgeht. Zwar eignet relativistischen Positionen die Reflexion auf ihre doppelte Kontextrelativität (erstens der historisch-kulturelle Standpunkt und die Perspektive als Voraussetzung der Theorie, zweitens die historisch-kulturelle Relativität des Gegenstandes). Dennoch macht der Relativismus Anspruch, *innerhalb* dieser Kontextualisierungen »wahre« von »falschen« Bezugnahmen unterscheiden zu können, wenn auch nicht jeder wahre Bezugsrahmen für jeden Aussagezweck gleich gut geeignet ist und deshalb »Wahrheit bei der Wahl zwischen Aussagen und Versionen nicht der einzige Gesichtspunkt sein kann«, insofern in ihrer praktischen Bedeutung rela-

tiviert wird (Goodman 1990:147). Das bedeutet *de facto* und in der anthropologischen Anwendung, dass es einen Standpunkt geben soll, von dem aus bspw. bei künstlerischen oder mimetischen Prozessen »wahre« bzw. »richtige« von »falschen« Bezugnahmen unterschieden werden können (wie in Kap. 4.2 demonstriert wurde).

Damit kann die Technik der Relativierung von Erkenntnis geradezu als Strategie erscheinen, um das Wahrheits-Sprachspiel in modifizierter Form weiter spielen zu können. Symbolische Weltbezüge werden so zwar als inhaltlich relativ, aber der Form nach als Wissensbeziehungen i.S.v. Abbildungsverhältnissen konzipiert. Für Rorty hingegen »schaffen« Sprache und Theorie kein »Wissen«, sondern sie sind praktische Vollzüge im gesellschaftlichen Feld, eine Art Politik mit diskursiven Mitteln, zu deren politischen Strategien es (im Fall von Theorien, Aussagen, etc.) gehört, sich mittels des Bezugsmodells »Wahrheit« Legitimation und Anerkennung zu verschaffen. Das Prädikat »wahr« sollte daher nach Rorty nicht mehr eine Beziehung einer symbolischen Repräsentation zu einem äußeren oder symbolischen Sachverhalt verstanden werden, sondern lediglich als Zustimmung zu der diskursiven Praxis, auf die es sich bezieht (Rorty 1997:12 ff.).

Rortys Kritik, die das traditionelle Verständnis von Wissenschaft als Bereitstellung »objektiven« bzw. »objektivierbaren Wissens« radikal angreift, hat zunächst Auswirkungen auf seinen antirepräsentationalistischen Standpunkt selbst. Ein philosophischer Diskurs, der es offensiv zurückweist, sich auf »etwas« zu beziehen und ein »wahres Wissen« zu produzieren, gibt damit bewusst den traditionellen Geltungsanspruch der Philosophie als Reflexions- und Leitwissenschaft, als machtvolle Definitions- und Legitimationsinstanz, deren Weltentwürfe eine verbindliche Wirkung auf andere Diskurse beanspruchen, auf. Rortys Neopragmatismus kann daher nicht mehr mit Letztbegründungsansprüchen auftreten, sondern nur im weitesten Sinne politisch oder diskurspragmatisch argumentieren. Die Frage, ob diese Position »stimmt«, wäre ihr unangemessen. Stattdessen ist zu prüfen, ob und inwieweit Grund besteht, sie zu verwenden.

Damit sind für den hier diskutierten Zusammenhang wichtige Einsichten verbunden: *Erstens* gibt es gute Gründe, repräsentationalistische

Theorien über »Wirklichkeit« als eine Form gesellschaftlich-politischer *Praxis* zu begreifen: Insofern die antirepräsentationalistische Haltung eine »maximal distanzierte« Sicht auf Ontologien und Epistemologien ermöglicht, werden Diskurse und Theorien über Realität »postontologisch«, als theoriepolitische Strategien erkennbar (wie es im ersten Kapitel am Beispiel Platons bereits deutlich wurde). *Zweitens* zeichnet sich ab, wie ein »Sprechen über« Realität – außerhalb der Philosophie und epistemologischer Geltungsansprüche – wieder möglich werden kann. In diesem Zusammenhang stellt sich zunächst die Frage, ob Rortys diskurstherapeutische Empfehlung, das Thema generell *ad acta* zu legen, gerade angesichts der medienbezogenen Diskussionen der letzten Jahre und der »Revalidierung« von Realität (Welsch) tatsächlich eine adäquate Diskurstategie darstellt, oder ob diesem Begriff nicht eine wichtige Funktion für die Selbstverständigung im kulturellen Diskurs zukommt, die es aktiv aufzunehmen gilt. Dies impliziert nicht ein Plädoyer für eine Rückkehr zu repräsentationalistischen Beschreibungsformen. Im Sinne des pragmatistischen Modells, auch wissenschaftliche Diskurse als Formen kultureller Selbstverständigung aufzufassen und ihnen keinen epistemologisch bevorzugten Standpunkt zuzuschreiben (wohl aber einen aufgrund methodologischer Reflektiertheit besonderen sozialen und politischen Status), macht das Fragen nach »Realität« als ein nicht-repräsentationalistisches, pragmatisch motiviertes »Sprechen über« – in Abgrenzung von einem theoretizistischen »Wissen von« – m.E. durchaus Sinn.

Die Reflexion über Wirklichkeit kann auf diesem Hintergrund im pragmatischen Sinne als eine problembezogene Rekonstruktion aufgefasst werden, die nicht Anspruch macht, irgendetwas zu repräsentieren, sondern die vielmehr als ein Verständigungsmedium fungiert und über den hiermit ermöglichten Diskurs Handlungsräume eröffnet. Im Folgenden gilt es, vor dem Hintergrund dieser Position einige Diskussionsangebote des Radikalen Konstruktivismus aufzunehmen und im Rahmen der antirepräsentationalistischen Kritik zu diskutieren.

